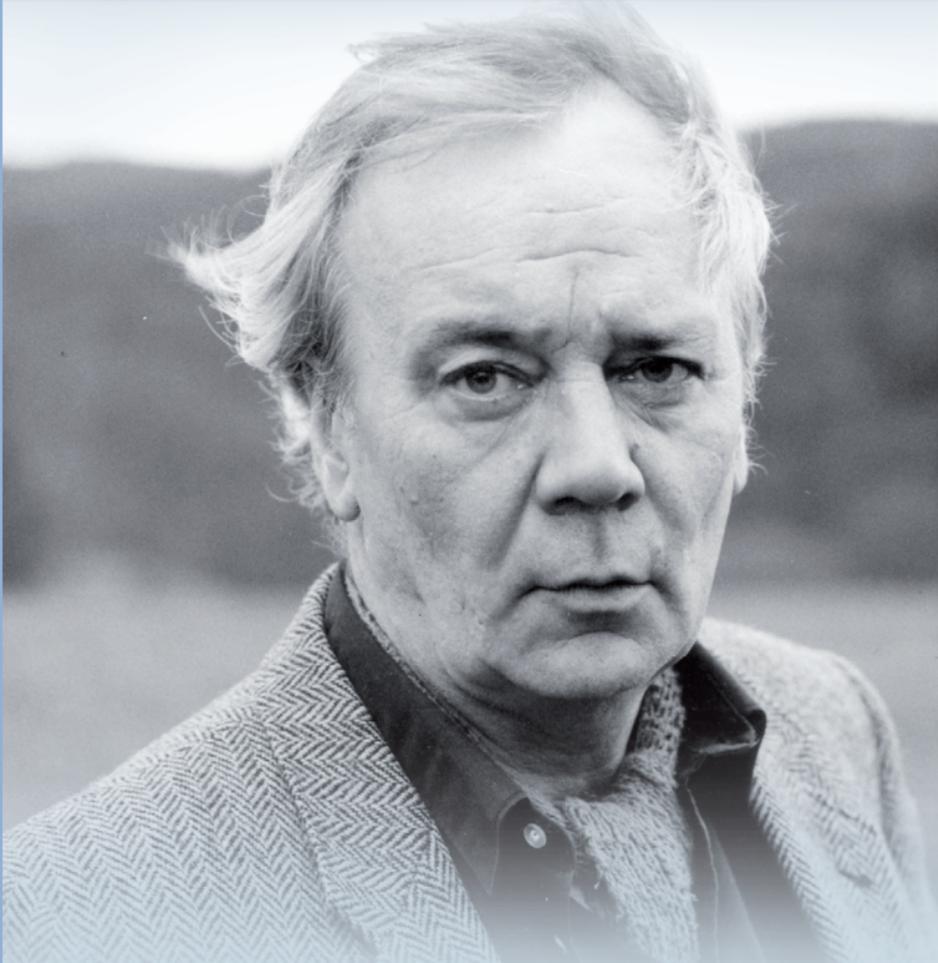


Jürgen Becker Schnee in den Ardennen



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4130

Eine Dachkammer in einem abgelegenen Gehöft ist der Raum von Imaginationen und Erinnerungen. Hier beginnt der Erzähler sein »Journal«, und was er aufzeichnet, sind Vorgänge in nächster Umgebung und in ferner Vergangenheit, im Traum und in der Wirklichkeit. Beckers Beobachtungen streifen die Hügellandschaft seiner rheinischen Heimat, wandern nach Berlin und in den deutschen Osten, richten sich auf Bilder der ersten Jahre nach dem Krieg, erinnern sich an einen Karmann Ghia und an lange Fernsehabeende, daran, wie man vor dem Radio saß, um Welt zu empfangen, an Möbel und Bilder. Indem sich der Autor seiner Wahrnehmungen vergewissert, geht er ihren Spuren nach, reflektiert sie, variiert ihre Motive, schreibt sie – und damit sein wie das Leben anderer – fort.

In *Schnee in den Ardennen* vermischt Jürgen Becker die Formen von Tagebuch, Reiseerzählung und Roman. Täuschende Wahrnehmungen, ironische Berichte, lakonische Mitteilungen, poetische Notate – im Wechsel der Schreibweisen hält er seinen Lesern einen Spiegel vor, in dem jeder sich selbst, seine Erfahrungen und Geschichten erkennen wird.

Jürgen Becker, geboren 1932 in Köln, lebt in Köln und Odenthal. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, im Jahr 2009 den Schiller-Ring für sein Lebenswerk. Seit dem legendären Erstling *Felder* (1964) erscheinen seine Prosa- und Gedichtbände im Suhrkamp Verlag, zuletzt *Die folgenden Seiten. Journalgeschichten* (2006), *Dorfrand mit Tankstelle. Gedichte* (2007) und *Im Radio das Meer. Journalsätze* (2009).

Jürgen Becker
Schnee in den Ardennen
Journalroman

Suhrkamp

Umschlagfoto: Boris Becker

suhrkamp taschenbuch 4130

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: FR | PUBLISHING – Natascha Wagner

ISBN 978-3-518-46130-3

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Schnee in den Ardennen

Winterkämpfe. Es ist das Foto von Robert Capa, das ich, ohne danach gesucht zu haben, beim Blättern plötzlich wiederfinde. Winter 1944. Zwischen dem Fichtengehölz auf dem Hügelkamm und den Weidezäunen in der Talsenke bewegen sich über das abschüssige Feld Dutzende kleiner, dunkler Gestalten. Sie halten in den Armen herabgesenkte Waffen und werfen, die tiefstehende Sonne im Rücken, Schatten, die um ein Dreifaches länger als die uniformierten Körper sind. Der Trupp geht locker in offenen Reihen vor; die großen Abstände, die sie untereinander halten, lassen die Mannschaften der 101. US-Luftlandedivision wie Einzelgänger, wie Verstreute erscheinen. Sie sehen nicht aus wie von der 15. Panzergrenadierdivision Umzingelte. Ob sie alle überleben oder nicht, mitbeteiligt ist der Trupp daran, daß die letzte deutsche Winteroffensive im Westen scheitert.

Zurückgekommen ist der Schnee, jetzt in den letzten Tagen des Januar. Der Frost hält ihn auf den Dächern und für eine Weile sogar auf den Straßen fest. Die frühlingshafte Luft im Dezember hatte die Schneeglöckchen, ganze Gruppen auf der Wiese, vorlaut gemacht; sie meinten, ihre kurze Zeit als Avantgarde finge schon zu Weihnachten an. Die Kälte läßt die Halme dünn und spitz zusammenfrieren, und mit der Ausbreitung des Schnees wird klar, wer hier noch dominiert. Mehrmals am Tag wiederholen sich die Turbulenzen im Futterhäuschen unterm Kirschbaum. Ein Pulk Stare drängelt sich lärmend auf die Futterrampe und erdrückt fast das angstvoll fiepene Rotkehlchen. Unfreundlich hüpfen Elstern und Krähen aufeinander los und verjagen sich gegenseitig hoch in die Kirsche, hinüber ins Geäst des Birnbaums. Die schwarzweißen und die schwarzen Vögel haben unter-

schiedliche Strategien. Krächzend und geckernd warten sie zunächst einmal ab, dann verstummen sie und scheinen einander nicht mehr zu beachten. Die Elstern sitzen dem Vogelhäuschen näher; sobald die ersten herunterflattern und ins Innere einzudringen versuchen, schießt eine Krähe heran und vertreibt sie. Die Elstern fliehen vor jeder direkten Konfrontation. Beginnt eine Krähe, und die Krähen fangen damit immer einzeln an, den Besetzungsversuch – wobei die Dimension des Vogelhäuschens der Körpergröße beider Vogelarten überhaupt nicht entgegenkommt; trotzdem, sie schaffen es immer wieder –, entschwirrt der ganze Elsternschwarm in eine Baumgruppe, deren dichtes Gezweig die Vögel mit den messerlangen Schwanzfedern unsichtbar macht. Die Krähen haben das Vogelhäuschen für sich allein. Nicht lange. Zwei Eichelhäher haben ihr Versteck unter der Fichte verlassen und äugen mit schiefem Kopf vom Kirschbaum auf den Futterplatz herab. Dann lassen sie sich mit aufgespreizten Flügeln fallen, mitten unter die Krähen, die zwischen den Standhölzern des Häuschens nach heruntergefallenen Körnern picken. Kurzes, heftiges Durcheinander, bis plötzlich, wie auf Kommando, die Streitenden auseinanderstieben und einzeln sich auf fernen Wipfeln niederlassen. Und schon, als hätten sie auf den Moment der Räumung gewartet, sind die Elstern wieder da, und jetzt lassen sie sich auch nicht vom Buntspecht beirren, der die ganze Zeit, unbeteiligt, am Meisenknödel hängt und rasch und konzentriert seinen Schnabel ins harte Fett der Kugel schlägt.

Hausgeschichte. Die beiden Kammern über dem ehemaligen Stall sind früher der Heuboden gewesen. So lange das her ist, die Räume haben ein Gedächtnis bewahrt, das sich dem Bewohner öffnet, wenn er mit ganzer Intensität seinen Sinnen, seinen Einbildungen vertraut. Gerüche und Geräusche

werden wahrnehmbar, die das frühere Landleben vergegenwärtigen ... Der Schwung der Heugabel hoch zur Giebeltür, das Geschepper morgens der Milchkanen, das Aufklatschen der Kuhfladen. Die näherkommende Industrie holte die Männer vom Hof weg; der Luftkrieg brachte Evakuierte ins Haus. Ledermäntel fahndeten nach Verstecken. Die beiden Mädchen, die in der dunklen Winterfrühe von ihren Bettgestellen herunterkletterten, zerbrachen als erstes das Eis in der Waschsüssel. Unterwegs war kilometerweit die Mutter; sie hatte den Vater in seinem stillgehaltenen Refugium zu versorgen. Meine Herkunft, meine Anwesenheit berührt nicht länger nur den Rand der Geschichte. Nachts, in der kalten Schlafkammer, höre ich den Marder, wie er zwischen den Dachbalken herankriecht.

Angaben über Schneehöhen. Sie werden vom Deutschen Wetterdienst veröffentlicht und betreffen Gebiete, in denen Skilaufen Sport oder Ferienvergnügen ist. Als ich einmal das Wort *Schneehemden* benutzte, fragte mich eine Dreißigjährige, was das für Hemden seien. Nein, selber hatte ich keins getragen. Ich kannte nur die Berichte aus dem finnisch-russischen Winterkrieg 1939. Obschon truppenmäßig weit unterlegen, errangen die Finnen zeitweilig ihre Überlegenheit, indem sie ihre Soldaten auf Skier stellten und mit schneeweißen, über die Uniformen gestreiften Hemden tarnen. Wie Gespenster flitzten sie durch die Wälder, während der russische Koloß, mit seiner feldfarbenen Schwerfälligkeit, in den Schneemassen nicht vorankam. Der Film, in dem deutsche Einheiten in ihren Schneeanzügen durch die endlosen russischen Ebenen ziehen, zeigt eher einen Leichenzug. Vom Harz dehnt sich über Thüringer Wald, Erzgebirge, Bayerischer Wald bis ins Allgäu und Berchtesgadener Land eine im Flachland unterbrochene Schneedecke, die

heute in einer Höhe zwischen dreißig und hundertzwanzig Zentimetern liegt. Talfahrten sind streckenweise möglich auf Kunstschnee.

Nachmittags um drei. Die Glocken, die bis zu unseren Höhen hinauf zu hören sind, läuten für eine Beerdigung. Wer da gestorben ist, keine Ahnung. Die Einwohnerzahl des Ortes nimmt in dem Maße zu, wie in der Gemeinde ein Siedlungsgebiet nach dem anderen entsteht. Im Einkaufsmarkt fragt man sich, ob man den Einkaufswagen überhaupt durch den heimischen Einkaufsmarkt schiebt, so vielen unbekanntem Gesichtern begegnet man alle Tage. Das märkische Zweihundert-Seelen-Dorf, das ich im Sommer besuche, hält seine Einwohnerzahl konstant. Oder sie nimmt eher ab. Wenn jemand gestorben ist und beerdigt wird, läuten die Glocken dort den ganzen Tag stündlich.

Die Hoflampe, die in der Nacht von allein aufleuchtet, reagiert auf den Bewegungsmelder. Ich lehne mich weit aus dem offenen Fenster. Der Hof liegt im Hellen, aber ich sehe nichts, was das kleine, unauffällig angebrachte Instrument zu seiner Meldung veranlaßt hat. Es kann ein Tier gewesen sein, das an der Scheune, am Haus vorbeigehuscht ist, eine Katze, der Marder, ein Reh. In windigen Nächten, wenn das Licht mehrmals nacheinander angeht, sind es Zweige, die hin- und hergeweht, in die Wahrnehmungszone geraten sind. Aber es geht kein Wind. Kein Tier sichert aus dem Schatten hervor. Der Bewegungsmelder ist eine Installation des Mißtrauens, und lange stehe ich hinausgelehnt im Fenster.

Radiogeschichte. Jetzt sind es vier Jahrzehnte her, daß ich die beiden Kammern bezog, die früher der Heuboden waren. Manchmal drehte ich abends am Radio, ein kleiner creme-

farbener Philips, eines der ersten Nachkriegsgeräte. Einmal blieb ich im Bereich der Langwelle, wo sonst keine Sender zu empfangen waren, an einer weiblichen Stimme hängen, die Zahlen aufsagte, in unregelmäßiger Reihenfolge, vorwärts und rückwärts, zwischen eins und zehn. Es war eine merkwürdig tonlose Stimme, die mechanisch, fast maschinenhaft in einem gleichbleibenden Rhythmus sprach. Auffallend war, daß sie die Zahl fünf mit einem eingefügten e artikuliert: *fünnef*. Irgendwann brach die Stimme ab, und man hörte nur noch das kaum merkliche Rauschen des Nichts, das am Ende der Skala beginnt. Mehrere Abende lang, in der Stunde vor Mitternacht, wartete ich auf die geheimnishafte Stimme, die sich nicht regelmäßig meldete; dann wohnte ich wieder woanders und dachte nicht mehr daran.

Fernsehabeende, wie man sie zerstreut und die Programme wechselnd verbringt. Vor kurzem blieb ich in einem Spielfilm hängen, in einer Szene, die eine junge Frau in einer Küche sitzend zeigte, gebeugt über ein in der Backhaube verborgenes Sendegerät, für das sie Zahlen vorlas, genau in der Art, wie ich sie von der Radiostimme damals kannte. Und ein paar Szenen weiter war es ein jüngerer Mann, der in der Küche vor dem verborgenen Gerät saß und einer weiblichen Stimme lauschte, die Zahlen aufsagte, in unregelmäßiger Reihenfolge, vorwärts und rückwärts, zwischen eins und zehn, merkwürdig tonlos, mechanisch, fast maschinenhaft, und nicht lange mußte ich warten, dann kam auch die *fünnef* vor. Der Mann, während er lauschte, schrieb die Zahlen auf einem Zettel mit, dann grübelte er einen Moment, wobei er die Zahlen, den Zahlencode, in etwas zu übersetzen schien, was eine Information war, eine Anweisung für sein weiteres Vorgehen, Handeln und Tun. Es gilt inzwischen als verjährt, im Unterschied zum Verhalten der jungen Frau, die

aus Liebe zu dem Mann, einem Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, eine Spionin geworden und dafür vor Gericht gekommen war.

Das Holz, der Himmel. Kaminholz soll mindestens ein Jahr lang trocken gelegen haben. Eines der beiden Mädchen von damals wohnt mit im Haus. Komm, erzähle doch. Die Geschichten sind abgewandert, aber so weit entfernt liegen die fernen Städte nicht. Ihr Widerschein, vor allem in den Schneenächten jetzt, färbt rot den Himmel im Westen. In den Kinderjahren war der Himmel immer ganz schwarz. Jede Nacht? Nein, wenn es in den Städten brannte, machte der Widerschein der Brände den Himmel rot, im Westen den Himmel. Das Holz, das im Kamin nicht hell auflodern will, habe ich im Dezember geschlagen und vor dem Schneefall hereingeholt. Reste von Eis und Schnee bedeckten die Scheite, die ich, ein Holzfrevler als kleiner Junge, aus den Wäldern heranschleppte; die Kälte in den Räumen ließ keine Zeit zum Warten, bis das Holz, vorschriftsmäßig, trocken war.

Dorische Toccata. Dann, als das Kaminfeuer brennt, verlasse ich den Raum. Dabei fällt mir ein, daß ich eine CD aufgelegt habe mit Orgelstücken aus dem nahen Altenberger Dom. Draußen meine ich zu hören, wie sich das erste der Stücke seinem Ende nähert. Danach wird die CD noch fast eine Stunde lang laufen. Aber ich gehe nicht hin, um das Gerät abzustellen. Ich beschäftige mich im Haus, und der leere Raum ist jetzt allein für das Spiel der Orgel da.

Am Fenster stehend. Im Elternhaus verkehrte auch ein Malerfreund, der wenig malte, aber viel von Kunstgeschichte wußte. Er sagte, die meisten Bilder sind schon alle gemalt,

und es passiert selten, daß ich auf eines komme, das noch nicht gemalt ist. Er sagte, ich verstehe mich als Maler, der überflüssiges Malen verhindert. Und wenn er zum Fenster ging und eine Weile in den Garten schaute, sagte er, dies für heute ist mein Gartenbild, und mein Gedächtnis ist die Galerie, in der es hängen wird.

Die Scheune. Ich habe Zeit, ich kann warten. So ähnlich scheint Hannchen, unsere Katze, zu denken, die in der Scheunenecke vor dem Mauselloch sitzt. Sie sieht nicht aus, als befinde sie sich in einer Situation, in der es auf Konzentration, auf angespannte Wachsamkeit ankommt. Sie lauert nicht, sie sitzt einfach da. Das Scheunentor steht offen; man kann hinaus in den Hof schauen und den Elstern zusehen, die sich im Schnee um ein paar Käserinden balgen, die eben aus dem Küchenfenster geflogen sind. Im Inneren der Scheune ist es still und trocken, und in den Schwalbennestern, die an der Wand unter den Deckenbalken kleben, tut sich jetzt im Winter nichts. Die Katze leckt sich die Pfote und fährt mit der Pfote ein paar Mal über den Kopf; sie gähnt, sie schaut nach oben und dann nach draußen; lange Zeit sinniert sie vor sich hin. Aber dann liegt sie plötzlich flach und starrt in die Öffnung des Mausellochs; langsam spannt sich der Körper hoch, vibrierend zieht er sich zusammen für den Sprung, der aber doch ausbleibt, denn offensichtlich ist es noch nicht so weit... Gleich tut die Katze wieder gelangweilt; der Schwanz kommt zur Ruhe, und obschon sie blinzeln die Augen, die auf das scheinbar leere Loch gerichteten, schließt, sie weiß, nicht lange, und der Moment ist da.

Ortsgeschichte. Die Stadt ist heute schon dort, wo man sie gar nicht vermutet. So sagt es der Städteplaner. Zwischen Maisfeldern, Weideland und bewaldeten Hügeln, auf beiden Seiten der Dorfstraße, folgen dicht aufeinander Tankstelle, Zweirad-Händler, China-Restaurant, Sonnenstudio, Fahr-schule, Einkaufsmarkt, Försterei, Postgebäude, Kirche, Bür-gerhaus, französisches Restaurant, Gemeindeverwaltung. Die Angestellten der Gemeindeverwaltung, die sich auf meh-rere Dorfgebäude verteilt, mit ihren Mappen unterm Arm stehen oder gehen sie, je nach Ampelphase, im Regulierungs-system der Straßenkreuzung, für die jetzt eine Round-about-Lösung in der Planung ist. Nach dem Stauzentrum in der Ortsmitte reihen sich beidseitig Landhaus-Moden, Blumen-laden, Frisiersalon, Hotel, Bistro, Gourmet-Restaurant, Altenpflege, Eissalon, Pizzeria, Hair-Studio, Brotkörbchen, Imbiß, Getränkemarkt, Kindermoden, Versicherungsagen-tur, Apotheke, Kreissparkasse, Arztpraxen, Drogeriemarkt, Postfiliale samt Geschäft für Schreibwaren, Zeitschriften, Spielzeug und Annahmestelle für Kleiderreinigung, Foto-arbeiten, Lotto und Toto. Nach einer unbebauten Obst-wiese folgen Raiffeisenbank, Kunstschmiede, Tankstelle. Der Städteplaner sieht sein Stadtkonzept als universelles Phänomen, für das, konkretisiert in unserer Dorfstraße, ein paar hundert Dorfbewohner fünf Minuten Fußweg brau-chen. Das ist so bequem, daß die Dorfbewohner es vorzie-hen, viele ihrer Besorgungen im Dorf zu machen und auf lange Fahrten in die umliegenden Städte zu verzichten. Insofern entspricht unser Dorfleben dem marktbeherrschen System, das der Städteplaner in seinen Städten funktio-nieren sieht. Insofern gingen die Leute vom Dorf der Stadt aber verloren, wäre nicht längst die Stadt ins Land hinein unterwegs. Der Städteplaner sieht und sagt das so. Er rech-net mit der Faszination, die vom Magnetismus der Metro-

polen ausgeht. Den aber haben wir doch auch, sagt der Gemeindevertreter, indem er auf die Anziehungskraft unserer Dorfstraße verweist. Das in Spitzenzeiten dort herrschende Verkehrschaos spiegelt en miniature das Chaos der Ballungsgebiete in Lagos, der nigerianischen Hauptstadt, wider, ein Chaos übrigens, das auf wundersame Weise funktionieren soll. Der Städteplaner sieht darin ein Beispiel für seine Idee von Ville contemporaine. Ist er ein verkappter Anarchist? Die Stadt als schützenswerte Monade hält er für einen städtebaulichen Irrtum. Ihn zu beseitigen, folgt er Konzepten, die hinauslaufen auf völliges Auslöschen von Geschichte, auf das Entstehen artifizierlicher Stadtgebilde. Die alte Försterei steht auf einer Wiese, die der Eigentümer, ein ortsansässiger Adelsherr, als Bauland für den Einkaufsmarkt, Parkplätze und das dazugeordnete Wohngebäude hergegeben hat. Das villenhafte Gebäude zu erhalten war zunächst nicht die Absicht, nach ortsinternem Hin und Her aber die Auflage des Bauherrn. Er bewohnt das kleine Schloß, das man hinter den Maisfeldern, am Ende einer Allee, zu Füßen der Waldhügel hochragen sieht. Vor langer Zeit war der Ortsname bekannt für alle die Frauen, die als Hexen hier verbrannt worden sind. Zum Gedenken ist im Schatten der Kirche ein Brunnen errichtet worden, im Ortskern, wo der Trödelmarkt und die Dorffeste stattfinden. Festlegen lassen will sich der Städteplaner nicht; gerne entwirft er eine Boutique, ein Casino für Las Vegas.

Leitstelle. Spuren sind keine mehr zu sehen, und warum das Gebäude in den letzten Kriegstagen noch hart umkämpft worden ist, weiß keiner mehr. Ein paar alte Leute, die noch Erinnerungen haben, wissen auch nichts Genaues; sie sagen, daß damals in der ganzen Gegend eben gekämpft worden ist, Blödsinn, hat auch nichts mehr genützt. Das Gebäude

liegt vereinzelt auf einem Hügel, der am Ende der Ortschaft sich hochzieht und nach allen Seiten hin abfällt. Auf dem Dach befindet sich ein kleiner Turm, durch dessen Fenster sich die Landschaft rundum erfassen läßt. Flach dehnen sich die Felder aus, bis sie den Rand der Waldungen berühren. Deutlich erkennbar ist der Verlauf des Flusses, die Lage der Brücke, die beide Ufer verbindet. Die Landstraße, die über die Brücke geht, nimmt unterwegs ein paar Nebenstraßen auf. Man kann beobachten, wie sie weit aus dem Westen kommt, und nachdem sie die Ortschaft durchquert hat, sich in die östlichen Ebenen fortsetzt. Eine halbhohe Mauer umgibt den Garten und den weiträumigen Hof des Gebäudes. Hinter der Mauer wachsen Buschwerk und Bäume hoch, die den Einblick von außen verwehren.

Heute Apfelpfannekuchen. Der junge Bestattungsunternehmer, der jedes Jahr den Karnevalsprinzen abgibt, kommt Geld sammeln für den Karnevalszug. Im August hat er in der Sarghalle angefangen, mit seiner Truppe die neuen Lieder der Saison einzuüben. Ein frostiger Tag, der von morgens bis abends dunkel bleibt. In den Häusern tut sich nichts, und man hört auch nichts, außer dem Geräusch des Abladens, das vom Lieferwagen des Sargtischlers kommt.

Wetterfronten. Tiefausläufer ziehen vom Westen nach Deutschland und bringen mildere Luftmassen mit, deren Ausbreitung der Hochdruckkeil aus dem Norden verhindert. Über Nacht hat Tauwetter eingesetzt, und der nachfolgende Regen zerstört die Schneedecke auf den kleinen Seitenwegen. Der gelbe VW des Postboten dreht sich jaulend im Schneeschlamm und kommt erst nach langwierigen Rückwärts-Vorwärts-Manövern wieder frei. Ein Matsch wie in russischen Dörfern, schimpft der junge Mann. Er

muß es wissen; sein Großvater hat in den Wintern an der Ostfront gestanden und liegt da irgendwo begraben. Die Schneemänner in den Vorgärten, damals bekamen sie für die Nase eine rote Rübe ins Gesicht gesteckt, und ihre Augen waren aus Kohle.

Drüben und drüben. Unser Berliner Malerfreund ist oft im Brandenburgischen unterwegs. Seine Fahrten, auf denen wir ihn gelegentlich begleiten, gelten Motiven, die der Landschaftsmaler nach Öffnung von Mauer und Grenzen entdeckt hat: Chausseeverläufe, märkische Dorfflecken, die Taubenhäuser in den großen Höfen, Schleusen überall dort, wo schmale Kanäle und die dünnen Arme der Spree das Land durchziehen. Jetzt hat er Gelegenheit, seine Bilder im rheinischen Düsseldorf auszustellen. Er zögert. Er fragt sich, wer soll denn im Rheinland Interesse haben an brandenburgischen Topografien. Gewiß, worauf es ankommt, das ist Farbe und Form, Komposition und Struktur. Aber dann vielleicht doch Sujets aus der Toscana oder der Provence. Auf den schönen Alleen der Mark Brandenburg, so seine Beobachtung, sieht er kaum noch westdeutsche Autokennzeichen auftauchen, Kennzeichen D aus Düsseldorf schon seit Jahren nicht mehr. Er glaubt auch zu wissen, daß die westdeutschen Limousinen allenfalls auf den Parkplätzen der neuen Landhotels willkommen sind. Vor ein paar Jahren war das noch anders. Da kamen alle die altgewordenen Westdeutschen die Dörfer ihrer Kindheit entdecken, den Charme der stehengebliebenen Zeit, das rumpelige Kopfsteinpflaster. Wo dies alles verschwunden ist, rollt auch die Nostalgie durch keine Dörfer mehr. Vielleicht, so spottet der geborene Lausitzer, soll man nach Westdeutschland mit ein paar Holzlatten gehen, mit Installationen, denen sieht man ja nicht an, wo sie herkommen, wo sie gemacht sind.